

Nr. 35. Posen, den 1. September. 1895.

Ralph und Sibylla.

Erzählung von Brander Matthews. Deutsch von A. Hensel.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Zu Weihnachten gab er das auf und eilte nach New-York, um sie zu sehen. Sie war abwesend, aber am letzten Tage des Jahres kehrte sie zurück und er ging hin, um ihr ein frohes Neujahr zu wünschen. Nach ihr besuchte er mich; und Gesicht und Augen sagten mir, daß er hoffen dürfte. Wie hübsch sah er aus, als er in meinem Arbeitszimmer an meinem Ofen stand und mir seine Herzenswünsche offenbarte! Wie schön und männlich erschien er! Vielleicht hatte sie das bemerkt; vielleicht war sie von seiner Leidenschaft entflammt worden; vielleicht hatte sie die Tiefe seines Gemüthes, den Adel seiner Gesinnung und die Gewalt seiner Leidenschaft erkannt. Am nächsten Tage sprach er sie nur auf wenige Augenblicke, aber sie genügten ihm, um sie um ihre Hand zu bitten, und ihr, sie ihm zu gewähren. Sie kamen überein, daß die Verlobung nicht bekannt werden sollte, denn er mußte Monate lang von ihr fern sein, und ihr, als einer Verlobten, wäre das Leben zu einsam gewesen."

„Nun," unterbrach Frau Vernon, „sie war wenigstens offen."

„Sie wurde ihm untreu, nicht wahr?" fragte ihr Gatte.

„Sie heirathete ihn," entgegnete ruhig Onkel Larry.

Dr. Cheever blickte erstaunt auf und sagte: „Sie heirathete ihn? Sibylla heirathete Ralph? Sind Sie dessen gewiß?"

„Durchaus."

„Das wußte ich nicht," versetzte der Doktor und lehnte sich wieder zurück.

„Ich hatte keine Ahnung davon, daß Du überhaupt etwas darüber weißt," bemerkte seine Schwester. „Du hast doch nie darüber gesprochen."

Der Doktor schwieg mit ernstem Lächeln, und Onkel Larry fuhr fort:

„Zu Anfang des Frühjahrs erhielt Ralph de Witt ein Kommando, das er sich lange gewünscht hatte."

„Er hatte Vermessungen am Coloradoflusse vorzunehmen, eine Arbeit, welche mehrere Sommer in Anspruch nahm, während im Winter die Bearbeitung der Vermessungsresultate geschehen sollte. Er schrieb mir, daß das Departement ihm diese Winterarbeit in Washington oder in Newport auszuführen gestattet habe."

„Ich denke, Newport ist im Winter ebenso angenehm wie im Sommer," meinte Frau Vernon.

„Das dachte Ralph auch," versetzte Lorenz Laughton, „und er wußte zudem, daß Sibylla Newport liebte — wie alles, was reich und fashionable war. Spät im Frühling kam er nach Newport. Binnen zehn Tagen hatte er sich für seine lange Expedition nach dem Westen ausgerüstet. Er war mit der bestimmten Absicht gekommen, sich vor seiner Abreise mit ihr trauen zu lassen. Ihr seht, er liebte sie so sehr, daß er sie zu verlieren fürchtete. Nicht daß er ihr mißtraute, er wollte sie nur unlösbar an sich fesseln. Wie er es angefangen hat, ihre Einwilligung zu erlangen, vermag ich nicht zu sagen, aber ich denke mir, das Feuer seiner heißen Liebe wird das Eis in ihrem Herzen zum Schmelzen gebracht haben. Jedenfalls ging sein Wunsch in Erfüllung, denn am Morgen seines letzten Tages in New-York kam er zu mir und erzählte mir, daß sie ihm versprochen habe, am Nachmittage zu dem alten Dr. van Zandt zu fahren und sich von ihm in aller Stille trauen zu lassen. In Wirklichkeit sollte es nur eine legale Bestätigung oder Ratifikation der Verlobung sein. Die Hochzeit vor der Welt war für den Dezember festgesetzt worden."

„Sie waren also im Geheimen verheirathet?" fragte Frau Vernon.

„Ja. Ich stand auf meiner Thürschwelle und ließ mich von den Strahlen der Nachmittagssonne bescheinen, als Ralph de Witt die Stufen emporstieg, strahlend vor Glück. „Onkel Larry", sagte er und drückte mir fest die Hand, „seit einer halben Stunde bin ich verheirathet." „Wo ist die junge Frau?" fragte ich. „Sie ist nach Hause gegangen, um sich zu einem Diner anzukleiden. Ich habe schon von ihr Abschied genommen. Sechs Monate werde ich sie nicht sehen. Aber was thut die Trennung, ist sie doch mein — mein vor Gesetz und Evangelium. Onkel Larry, komm zu Delmonico zum Diner. Es soll das Hochzeitsmahl sein."

Wir dinirten und ich legte dem Strom seiner Rede über sie den ganzen Abend hindurch, als wir die fünfte Avenue auf und niedergingen, keinen Zügel an. Er schüttete mir sein Herz aus. Nie war ein Mensch so glücklich oder so elend gewesen. Er hatte sie geheirathet, aber fast noch auf den Stufen des Alters mußte er sie verlassen. Das Scheiden war schmerzlich, aber er war der Hoffnung voll und hatte Vertrauen zu ihr. Wer ihn über sie reden hörte, mußte denken, daß es auf der weiten Welt nur ein Weib gäbe und daß ihresgleichen nie dagewesen. Dem schwärmenden Romeo konnte Julia nicht schöner erschienen sein, wenngleich die schöne Veroneserin den Vorzug genoß, ein warmes Herz zu besitzen, das Sybillen fehlte. Er sprach mir von seinen Träumen und seinen Plänen. In Colorado besaß er Antheil an einer Mine und hatte eine neue Methode der Erzreduktion gefunden, für welche er das Patent in diesen Tagen erwartete. Das sicherte die Zukunft. Für die Gegenwart hatte er seine Gage, sowie das Einkommen aus dem kleinen Besitzthum, das ihm die Mutter hinterlassen, und davon konnten sie beide leben. Ein unerwartetes Legat von einem Onkel, von dem er Sybillen nichts gesagt hatte, sollte dazu dienen, ihr eine Freude zu bereiten, denn er wollte dafür dicht

bei Newport eine niedliche kleine Villa kaufen. Dort wollten sie im Winter bei einander leben und glücklich sein; im Sommer dagegen, wenn er in der Ferne beschäftigt war, sollte sie Mutter und Schwester zu sich einladen. Nun kannte ich ihre Mutter und wußte, daß sie kein Herz hatte, sondern an dessen Stelle nur unersättlichen Ehrgeiz. Ich dachte darum, je weniger Sibylle mit ihrer Mutter zusammenkäme um so besser stände es um Ralphs Glück. Doch sagte ich nichts. Ich hatte in Bezug auf das Mädchen nie einen Zweifel laut werden lassen, und in der That waren alle meine Zweifel durch die Trauung zerstreut worden. Ich hatte ihm auch nicht gesagt, daß er am besten gethan hätte, seine Verhältnisse vor ihr ins beste Licht zu stellen. Und ich weiß auch nicht, ob das Ende anders gewesen wäre, wenn er ihr von der Villa in Newport etwas gesagt hätte. Allein ich sagte nichts; ich ließ ihn reden und er sprach von ihr und nur von ihr, bis ich ihn aus dem Gesicht verlor, wie er auf dem Perron des Schlafwagens der Pacificbahn stand. Ich verfolgte den Zug mit den Augen bis er fort war, und ich habe von dem Tage bis heute Ralph de Witt nicht wiedergesehen — wenigstens glaube ich das."

Bei dieser letzten Bemerkung warf Dr. Cheever voll Interesse einen schnellen Blick auf den Sprechenden. Er nahm die Cigarre aus dem Munde, als wollte er etwas sagen, allein er schien sich eines Besseren zu besinnen und rauchte ruhig weiter.

Rudolph Vernon aber sprach: „Ich kann nicht sagen, daß ich bis jetzt in Ihrer Geschichte etwas Tragisches zu finden vermag, oder auch nur die Elemente einer möglichen Tragödie. Aber weiter — kommen Sie zu Ende. Ich will meine Kritik mir bis zum Schlusse aufsparen."

„Ja, weiter, Onkel Larry. Was geschah weiter?" fragte Frau Vernon.

„Monate lang geschah nichts. Dann und wann erhielt ich einen Brief von Ralph, der am Tage emsig arbeitete und Nachts sich süßen Träumen hingab. Privatgeschäfte hinderten mich, den Sommer in Europa zu verbringen. Vielleicht war es gerade gut, daß ich zu Hause geblieben, denn im Juli traf Dr. van Zandt ein Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholte. Als er Ende August starb, gab es zur Ordnung der Kirchensachen viel zu thun, und das meiste lag mir als dem Kirchenältesten ob.

An einem heißen Septembertage hatte ich in dem Depositorium zu thun gehabt, und als ich mit der Hochbahn nach Hause fuhr, kaufte ich mir eine Nummer der „Gotham-Zeitung." Das erste, worauf mein Blick fiel, war ein Telegramm, welches Ralph de Witts Tod anzeigte!"

„Armer Junge!" entfuhr es unwillkürlich Frau Vernons Lippen.

„War es ein Unglücksfall?" fragte ihr Bruder.

Onkel Larry zögerte einen Moment und fuhr dann fort: „Das Telegramm konstatirte eben das bloße Faktum seines Todes. Es scheint, daß er an der steilen Seite einer Stromenge emporgestiegen ist; kaum hatte er einige Schritte gethan, als er ausglitt und in den reißenden Strom stürzte; in einer Sekunde entführte ihn die Fluth aus dem Bereich jeder Hilfe. Erst war ich ganz fassungslos bei der Nachricht. Ich konnte nicht glauben, daß der brave Junge, den ich von Kindesbeinen an gekannt, durch die grausamen Wasser des Colorado sollte ums Leben gekommen sein. Dann fiel mir plötzlich die Frau ein. Niemand außer mir wußte etwas von der Heirath oder auch nur der Verlobung — und ich war im Zweifel, ob sie von meiner Mitwissenschaft etwas ahnte. Ich kannte sie nur ganz oberflächlich; der Reiz ihrer Schönheit hatte auf mich seine Wirkung geübt, allein stets hatte mich gefröstelt, wenn sie in meine Nähe kam. Ich fragte mich, ob es nicht meine Pflicht sei, ihr die Nachricht vorsichtig mitzutheilen, bevor eine kalte Zeitungsnotiz ihr den einsamen Tod ihres Gatten meldete. Das Abendblatt konnte erst am nächsten Tage in ihre Hand gelangen, ich fuhr deshalb sofort nach Newport, um sie noch rechtzeitig zu sprechen. Sie war bei Sargents zum Besuch und dort wurde gerade ein Ball gegeben. Ich habe Sam Sargents Tochter Dorothea immer sehr gern gehabt, und sie hatte mir auch eine Einladung zugeschickt. Zwar hatte ich angenommen, aber später war etwas dazwischengetreten. Nun, mit der „Gotham-Zeitung" in der Hand, hielt ich es für meine Pflicht, doch nach Newport zu fahren und die Nachricht von Ralphs Tode seiner ahnungslosen Frau so vorsichtig wie möglich beizubringen."

Laurenze Laughton hielt inne und warf den Rest seiner Cigarre durch das offene Fenster. Dann schenkte er sich einen kleinen Likör ein, trank ihn bedächtig aus und fuhr fort:

„Noch vor 11 Uhr Abends war ich in Newport bei Sargents. Ich fragte nach Sibylle und erfuhr, daß sie im Ballsaal sei. Sargents Haus war nicht groß, deshalb hatte er seinen Hofraum mit Dielen belegen und zum Ballsaal ein Zelt herrichten lassen, das reich mit Blumen dekorirt war und durch elektrisches, hinter japanischen Schirmen verstecktes Licht erleuchtet wurde. Als ich das Zelt betrat, dachte ich an Ralph de Witt, der nach einem Kampfe mit dem reißenden Wasser des Colorado todt und verlassen dalag, während seine Frau, für die er seine Seele hingegeben hätte, mit einem französischen Attaché tanzte. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es mir endlich, sie zu sprechen. Ich reichte ihr meinen Arm und fürchtete dabei, daß sie das Klopfen meines Herzens würde hören können. Wir schritten eine halbdunkle Piazza auf und nieder, die sich mehr für ein verliebtes Pärchen als für mich mit meiner traurigen Botschaft eignete. Während ich aber erregt war, zeigte sie ihre gewöhnliche Ruhe. So vorsichtig wie möglich brachte ich meine schlimme Nachricht vor."

„Wie nahm sie es auf?" fragte Frau Vernon.

„Kühl nahm sie es auf. Ich hatte sie für kalt gehalten, aber ich muß bekennen, daß ihre Gelassenheit mich doch in Erstaunen setzte. Nicht einen Moment verlor sie die Selbstbeherrschung. Nicht eine Spur von Gefühl kam bei ihr zum Vorschein. Ruhig hörte sie mich an und sagte: „Ach, wie schade! Ein so hübscher Mensch! Und so talentvoll! Sie waren alte Freunde, nicht wahr? Das muß ein harter Schlag für Sie gewesen sein." Das brachte mich ganz aus der Fassung. Augenscheinlich hatte sie keine Ahnung davon, daß ich von ihrer Verlobung und Heirath wußte. Die gleichgiltige Art, mit der sie meine Nachricht aufnahm und mir kondolirte, war etwas, auf das ich gar nicht vorbereitet war. War das Selbstbeherrschung, so verdiente es Bewunderung; war es Schauspielerei, dann hat man nie etwas Besseres hier auf den Brettern der Comédie française gesehen; war es aber Herzlosigkeit, dann war es gut für Ralph, daß er im Bette des Colorado lag. Gerade kam Sam Sargent heraus und schloß sich uns an. Ich war still, aber Sibylle begann sofort und erzählte ihm von Ralphs Tode. Sargent ist ein gutmüthiger Mensch, manchmal wohl etwas rauh, aber im Grunde mitfühlend. Er wußte, daß ich Ralph liebte, und er fragte mich nach den Einzelheiten des Todes mit warmer Empfindung im Tone. Gleichgiltig und bewegungslos hörte sie das Wenige an, was ich Sargent darüber zu erzählen wußte. Ich beobachtete sie scharf, aber nicht einmal die Farbe sah ich sie wechseln. Als ich zu Ende war, bemerkte sie: „Ich mochte Herrn de Witt recht gut leiden. Im letzten Sommer waren wir in Mount Desert recht viel zusammen — wir haben manche Bergpartie mit einander gemacht." Dann nahm sie Sargents Arm und ging ins Haus, während ich sprachlos stehen blieb. Ihre Gleichgiltigkeit war geradezu verblüffend; ich wußte nicht, was ich davon denken sollte."

„Ein merkwürdiges Weib, das muß ich sagen", erklärte Rudolph Vernon.

„So seid ihr Männer immer", rief Frau Vernon aufgebracht. „Denkt ihr, sie wird ihr Herzensgeheimniß einem Fremden offenbaren? Natürlich that sie das nicht. Sie beherrschte sich vor Ihnen und allen übrigen, als sie aber allein war, ließ sie die Maske fallen und weinte die ganze Nacht."

(Schluß folgt.)

Der Regenschirm.

Aus dem Ungarischen des Stefan Szomahazy von Max Schacht. (Nachdruck verboten.)

I.

Den jungen Dr. Ludwig Kalmar überraschte an einem Sommertage der Regen, und da er gerade einen lichten Anzug trug, stürzte er in einen nahen Laden, um sich einen billigen Regenschirm anzuschaffen. Dieser Regenschirm wurde bestimmend für Herrn Dr. Kalmars Zukunft. Wir wollen dem freundlichen Leser im Nachstehenden eine Schilderung geben, wie sich ohne den fatalistischen Schirm diese Zukunft gestaltet hätte und wie sie sich in Folge des Schirmes thatsächlich gestaltet hat.

II.

Dr. Ludwig Kalmar war seit zwei Monaten auf dem Waitzner Boulevard als Advokat etablirt. Seine Klientel bestand aus einem Gastwirth, der bereits seit fünf Jahren für seine leiblichen Bedürfnisse sorgte, einem nach zwölfjähriger Commisvoyageur-Laufbahn glücklicherweise selbstständig gewordenen Kaufmann, und einem Essenzenfabrikanten, der sein Landsmann war. Diese dreieinige Klientel brachte allerdings ein Einkommen von etwa fünf- bis sechshundert Gulden pro Jahr ein, eine Summe, die jedoch kaum zur Bestreitung des Miethszinses und des Kartengeldes für die tägliche Klabriaspartie ausreichte. Daraus folgt, daß im Hauptbuche des Herrn Dr. Ludwig Kalmar die Passiven überwogen, wodurch er nicht selten in wahren Angstschweiß gerieth, denn er war oft gezwungen, an seine prosaischen Bedürfnisse zu denken.

„Dreißigtausend Gulden Mitgift" — sann er dann gewöhnlich — „reichen vollständig zur Tilgung meiner Schulden und verschaffen mir eine sorgenlose Zukunft."

Wenn nun Herr Dr. Kalmar den früher erwähnten Regenschirm nicht kauft, so kann ihn, wenn Sie gütigst erlauben, doch nichts hindern, die dreißigtausendpfündige — pardon — Gulden bietende Braut zu finden, ebenso wie seine ehrgeizigen Kollegen sie gefunden. Herr Biarritz, der renommirteste Heirathsvermittler — so dachte er — wird eines Tages bei ihm mit der reizenden Photographie einer bildhübschen Dame erscheinen, die mit gesenktem Blick ihrem Bräutigam ein Sparkassabuch über die besagten dreißigtausend Gulden zärtlich präsentirt. Wir haben vollauf Recht anzunehmen, daß dann Herr Dr. Kalmar sein altdeutsches Speisezimmer und einen Empfangssalon à la Louis Quatorze besitzt und in seinem Arbeitszimmer goldschnittgebundene Klassiker in englischem Bücherschranke sich seinen Klienten zeigen, ohne durch ihren Ruhm den des Herrn Dr. Kalmar zu verdunkeln. Mit der Zeit hätte er auch ein stattliches Embonpoint nebst Magenkatarrh sein Eigen genannt und als Stadtvater eine Rolle im öffentlichen Leben gespielt. Als Verwaltungsrath irgend eines Finanzinstitutes würde er sein Leben beschließen und der Nekrolog hätte etwa folgenden Wortlaut:

„An den allseits wohlbekannten und hochgeachteten Namen des Herrn Dr. Ludwig Kalmar knüpften sich mancherlei Reformen. Er errichtete im Kasino für den fünften und sechsten Bezirk einen Gerichtshof in Kartenspielaffairen und für die Rezeption der Kibitze trat er stets mit warmen Worten ein. Von seinen Spielpartnern wurde er wegen seiner trefflichen Eigenschaften besonders verehrt und seine liebenswürdige Frau beschenkte ihn mit einem munteren Knaben und einer ebenso munteren Tochter. Er revanchirte sich für diese Aufmerksamkeiten mit prachtvoll gefaßten Boutons: denn seine Kanzlei trug ihm jährlich reine zehntausend Gulden.

Im Interesse der leidenden Menschheit war Herr Dr. Kalmar stets thätig; zwanzig Jahre lang füllte er die Wechselklagen und Formulare gewissenhaft aus, keine geringe Leistung, wenn man bedenkt, daß doch stets die Namen wechselten. Aber Dr. Kalmar war ein starker Kopf und mit schneidiger Energie, sowie bewunderungswerthem Scharfsinn führte er seine aufregenden Prozesse durch. Der ausgezeichnete Mann erreichte ein Alter von 69 Jahren und hinterließ seine Kanzlei dem einzigen Sohne; seine Tochter ist die Gattin eines Großhändlers, und pflegt bei dem Aufräumen der luxuriösen Wohnung in der Andrassystraße selbst Hand anzulegen. —"

III.

Die Geschichte vom Schirme.

Den oben geschilderten Verlauf hätte das Leben des jungen Advokaten genommen, wenn der Regen ihn nicht eines Tages in den kleinen vorstädtischen Laden getrieben hätte. Fraglicher Regenschirm (ein ordinäres Clothparaplui) aber bewirkte eine gründliche Aenderung in der Entwicklung seiner Karrière.

Nachdem er den Schirm glücklich erworben hatte, legte er einen Fünfer vor die ziemlich rundliche Dame hinter der Kasse. Als er das zurückgegebene Kleingeld eben in die Tasche stecken wollte, sprach ihn das freundliche Weibchen an:

„Ja, seh' ich recht — habe ich nicht das Vergnügen Herrn Dr. Kalmar vor mir zu sehen?"

„Freilich!"

„Erkennen Sie mich nicht — sehen Sie mich doch noch einmal genauer an!"

Der Advokat betrachtete neugierig die Dame und schlug die Hände zusammen.

„Na! — freilich kenne ich Sie, Frau Mészáros — wie kommen denn aber eigentlich Sie hierher? . . ."

Die Blondine senkte traurig die Augen und begann:

„Sie kennen mein Geschick nicht? Es ist ja genug darüber gesprochen worden. Seit zwei Jahren lebe ich von meinem Gatten getrennt, hier bei meiner Schwester als Strohwittwe. — Jetzt soll unser Scheidungsprozeß beendet werden — — —"

Sie stellte den Advokaten ihrer Schwester und ihrem Schwager vor.

„Herr Advokat Dr. Kalmar, der in Szégvar Rechtspraktikant war, wo mein liebes Männchen wohnt. Zwei Jahre sind es, daß er bei uns zu Gaste zu sein pflegte. Allabendlich pflegten wir zusammen zu promeniren; er brachte mir die Romane aus dem Kasino, ich sandte ihm Compot, wenn er sich den Magen verdorben hatte." —

Dr. Kalmar erinnerte sich der schönen Spezereihändlerin, in deren Gesellschaft er die langweiligen Abende verbrachte, des reichen ungehobelten Mészáros, des Thees, der meist nach Petroleum roch und der ledernen, überwürzten Bäckereien . . . Neugierig frug er:

„Weshalb wollen Sie sich scheiden lassen?"

„Der Dummkopf hat sich in eine aufgedonnerte Provinzkomödiantin vergafft . . . ."

Die andere Frau (welche unterdessen an einem Strumpfe strickte) und der Schwager der Frau Mészáros mischten sich nun in das Gespräch, und Letzterer, Herr Vizner meinte:

„Ich glaube, es wäre am besten, wenn der Herr Doktor den Prozeß übernehmen möchte . . ."

Frau Mészáros schlug sich vor die Stirne.

„Freilich . . . es wäre großartig . . . weil er auch den Gegner kennt . . . Nicht wahr für Geld und gute Worte übernehmen Sie den Prozeß?"

„Das ist mein Beruf", lachte Herr Dr. Kalmar.

Nach kurzer Rücksprache übergab Frau Mészáros dem glücklichen Advokaten eine Vollmacht und hundert Gulden Vorschuß. Gutgelaunt steckte Dr. Kalmar eine Zigarre an.

„Sie können ruhig sein. Ich werde die Affaire ganz nach Wunsch in Ordnung bringen. Montag früh reise ich nach Szégvar und bringe Ihnen die fertigen Erklärungen von Ihrem Manne. — In längstens zwei Monaten haben Sie ein rechtskräftiges Urtheil."

Am folgenden Montag reiste Dr. Kalmar thatsächlich nach Szégvar, verhandelte am Nachmittage mit Mészáros und ging Abends in den „Goldenen Stern" zum Abendessen. Die ihm von früher bekannte Höhle hatte ein anderes Gesicht bekommen, da seit seiner Abwesenheit Honvedhusaren im Orte garnisonirten, deren Offiziere zu seinem Leidwesen seinen Stammtisch besetzt hielten.

So saß er einsam da und sägte mit stumpfem Messer an dem zähen Rostbeaf (dies allein wurde noch aus altem Stoff gefertigt) unendlich gelangweilt von dem überlauten nichtssagenden Gespräche der Husarenoffiziere. Späterhin brannte er eine „Virginia" an, es blieb ihm jedoch der Rauch in der Kehle, als ein Offizier (wie er später erfuhr Oberlieutnant Latorczay, Kämmerer) die Aufmerksamkeit der Tafelrunde auf ihn lenkte.

„Meine Herren" rief er, „kennen Sie den ungebetenen „Wiegehts"?" *)

*) „Wiegehts", Spitzname für Handlungsreisende nach deren stereotyper Begrüßungsphrase.

Ein Fähnrich drehte seinen Stuhl zur Seite.

„Hören Sie mal, Mann mit den Musterkoffern, wollen Sie uns nicht mit Ihrer geschätzten Persönlichkeit — bekannt machen?“ höhnte er den Dr. Kalmar.

Diesen erfaßte eine Wuth über das ungeschliffene Benehmen und die Cigarre aus dem Munde nehmend, trat er mit wegwerfendem Blicke ihn mahnend auf den Fähnrich zu:

„Wenn Sie mit mir anfangen, so haben Sie bei Gott auf den Rechten getroffen — ich werde Ihnen meine Visitkarte abgeben, daß Sie daran denken werden. Sie glauben es wohl mit einem Dummkopf vom Lande zu thun zu haben, ich werde Sie aber mores lehren.“

Der Fähnrich stand nachlässig auf und murmelte:

„Wer hat sich um Sie gekümmert, daß Sie mit Ihrem losen Maule loslegen“ . . . und in einer Minute waren die anderen Offiziere gleichfalls über Dr. Kalmar gestürzt, so daß eine regelrechte Rauferei im Speisesaale des „Goldenen Stern“ vor sich ging, aus welcher die Kellner nur mit Mühe den Advokaten den wüthenden Husaren zu entreißen im Stande waren.

Kochenden Blutes ging er zu Bette, konnte jedoch nicht einschlafen vor unsagbarem Zorn, daß die Uniformträger vom Lande es gewagt hatten, einen städtischen Steuerzahler zu insultiren.

„Ich will euch eine Lektion geben“ brummte er am Morgen — „und wenn ich selbst dabei zu Grunde gehe.“

Im Laufe des Vormittags traf er auf der Promenade zwei Studienkollegen, denen er die Geschehnisse des Abends mittheilte.

„Du kannst Dich auf uns verlassen, wir werden die Sache schon ins Reine bringen,“ versprachen ihm die Kameraden und gingen mit ihm zum Speisen.

Nachmittags suchten sie die Offiziere auf und Abends in der Kegelbahn erstatteten sie ihrem Mandanten Bericht:

„Es steht schlimm, Freund, da an der Prügelei fünf Mann betheiligt waren!“

„Was thut dies?“

„Wir können doch nicht in Deinem Namen fünf Duelle ansagen!“

Dr. Kalmar entgegnete mit dem großartigen Phlegma des Residenzlers:

„Ich sehe durchaus nicht ein, warum ich mich nicht mit allen Fünfen schlagen könnte?“

Seine Kartellträger gaben ihm nach, während die Offiziere spotteten!

„Der arme Wiegehts wird wahrscheinlich als Gulyasfleisch nach Pest in sein Geschäft transportirt werden müssen.“ — Aber der Theresienstädtische Duellant führte mit fast legendarischem Glücke seine Affaire durch. . . .

Oberlieutenant Latorczay bekam eine Kugel in den Bauch. Dem Hauptmann mußte am dritten Tage ein Bein amputirt werden, zwei Lieutenants lagen mit ein paar ordentlichen Hieben auf ihren Buden, und dem Fähnrich sandte seine Familie (steinreiche Magnaten aus den Beskiden) den Professor Kovac mit Separatzug zum Konsilium . . .

Als Dr. Kalmar am vierten Tage danach sich von seinen Freunden mit warmem Händedruck verabschiedete, meinte er lächelnd:

„Ich habe für einige Zeit wohl die „Wiegehts“ bei der Szégvarer Gesellschaft rehabilitirt!“

* * *

Der Fall wirbelte mächtigen Staub auf, und die illustrirten Blätter brachten sein Porträt unter dem Titel „Der Held von Szégvar“. Als er eine Woche darauf zum ersten Male sein Theresienstädter Stammcafé besuchte, bildeten die Billardspieler Spalier mit ehrfurchtsvoll vor ihm präsentirten Queus . . . .

Dr. Kalmar lehnte zwar bescheiden die Huldigungen ab; doch tags darauf sah man ihn wider seine Gewohnheit auf dem Waitzner Boulevard zu Mittag flaniren.

Wenn er des Abends in einen Kiosk trat, um einen Schwarzen zu trinken, richteten sich die Blicke aller Damen nach ihm. Und vom sogenannten „Excellenzen“-Tisch richtete ein hochmög nder Herr seine Brille nach ihm und fragte interessirt:

„Wer ist der untersetzte, schwarze Herr im breitrandigen Strohhut?“

Dr. Kalmar wurde nunmehr von völlig unbekannten Leuten gegrüßt, von seinen Freunden mit Hochachtung behandelt. Als sich in der jeunesse dorée eine Strömung gegen das Duell erhob, wurde er von den Zeitungen interviewt und ein Redakteur bot ihm tausend Gulden für eine neue Kodifikation der Duell-Regeln. Und späterhin wendeten sich die erfahrensten und ergrautesten Sekundanten in streitigen Ehrenhändeln an ihn um sein Gutachten.

Dr. Kalmar kam auch ins Parlament, wo er als schneidiger Debatter sein Renommée vergrößerte. Von den dunklen Gallerien lauschten ihm neugierig die Damen, wenn er mit der Kaltblütigkeit eines alten Krakehlers zu jeder Affaire sprach, und mit grandiosem Kopfschütteln halb koquett halb geringschätzig die thörichte Unsitte des Duellirens verdammte und bekämpfte . . .

Dr. Kalmar hat keine Zeit mehr zum Kartenspielen und die Dreißigtausendguldenhoffnung ruht längst im Grabe — denn wie Sie wohl wissen werden, hat er die Christine Petrich aus Zombor geheirathet, deren Vater ein Gut im Umfange von zwanzigtausend Joch für Herrn Dr. Kalmar intabulirte.

Den Grundstock zum Vermögen des Herrn Dr. Kalmar bildet aber der bei Herrn Vizner gelegentlich gekaufte, nunmehr verblichene und ruinirte Cloth-Regenschirm, und nicht selten pflegt er sich zu sagen:

„Mein Gott! — was wäre geschehen, wenn damals kein Regen gefallen wäre und ich nicht den Prozeß der Frau Mészáros übernommen hätte?“ . . .

* * *

IV.

Moral.

Der Mensch unterscheidet sich bekanntlich vom Thiere vornehmlich durch seinen freien Willen. Einen kleinen Beweis, wie der freie Wille über das Menschenschicksal entscheidet, bildet die vorstehende Geschichte vom Regenschirm des Herrn Dr. Kalmar.

Heloisens Irrfahrt.

Humoreske von Marie Stahl. (Nachdruck verboten.)

„Es ist empörend, unverantwortlich, pflichtvergessen, herzlos und rücksichtslos! Das ist der Dank für alle meine Liebe und Sorge, für alle Opfer, die ich gebracht! Verliebt sich hinter meinem Rücken und will sich verloben, mit einem jungen unerfahrenen Ding, das ich nicht einmal kenne!“

Schluchzend und zornbebend stand Fräulein Heloise von Stapelberg vor ihrem Schwager, dem Baurath Kraußmann, dessen jüngerer Bruder Oskar diesen Schmerzensausbruch veranlaßt hatte.

Fräulein Heloise befand sich in jenen verhängnißvollen Jahren, in denen sich alle Thorheiten der Jugend anfangen zu rächen. Hatte sie früher mit ihrem Herzen und seinen wärmeren Gefühlen gegeizt, so verschwendete sie jetzt ein Uebermaß von Zuneigung an Oskar Kraußmann und Schnauzerl, ihren Affenpinsch, ohne besonderen Dank dafür zu ernten.

Oskar war seit seinen Primanerjahren ihr Pensionär, Pflegling und schließlich Pflegesohn, der sich daran gewöhnt hatte, von ihr verhätschelt und verwöhnt zu werden, es jetzt als selbstverständlich ansah, daß er sie dereinst beerben würde, aber nun er in die Mannesjahre kam, anfing, die Tyrannei ihrer Liebe sehr unbequem zu empfinden.

Er hatte kürzlich sein Doktorexamen gemacht und war zur Erholung zu einem Freunde auf's Land nach Oberhessen gereist.

Von dort schrieb er ihr heute, daß er sich in ein reizendes junges Mädchen, Lolo Dittmar, verliebt habe und beabsichtige

sich mit ihr, bei Gelegenheit eines ländlichen Festes mit Tanz, zu verloben. Der Einwilligung seiner verehrten Tante und Pflegemama sei er sicher.

„Na, na, Heloise," beschwichtigte der Baurath, „das ist nun mal so der Lauf der Dinge. Verlieben thut man sich immer hinter Jedermanns Rücken und gewöhnlich nicht in bejahrte, welterfahrene Damen, sondern in „junge unerfahrene Dinger."

„Braucht er denn überhaupt schon zu heirathen? Ist es denn nicht eine grenzenlose Thorheit, sich so jung in die Fesseln der Ehe zu begeben? Hat er nicht bei mir Alles, was er braucht und sogar noch mehr? Nein, man muß ihn davor retten, blind in sein Verderben zu gehen! Morgen reise ich ab! Ich muß hin zu ihm, ich muß persönlich auf ihn einwirken, einem Brief würde er kein Gehör schenken in diesem unzurechnungsfähigen Zustand," jammerte Tante Heloise, deren spitze Nase vom Weinen sanft geröthet war.

„Das laß nur hübsch bleiben," erwiderte der Baurath energisch. Er hatte zu gleicher Zeit einen Brief von Oskar erhalten, mit der Bitte: „Verhindere nur ja, daß Tante Heloise etwa angereist kommt. Wenn Lolos Mutter sieht, was für ein alter Drache meine berühmte Erbtante ist, würde sie mir wahrscheinlich aus Angst Lolos Hand verweigern. Außerdem würde mir hier die ganze Freude verdorben."

„Ich werde es nicht bleiben lassen, ich reise auf jeden Fall!" beharrte die Tante.

„Heloise, Du bist verdreht!" sagte ihre Schwester, Frau Baurath Kraußmann, sehr offenherzig. „Laß doch Oskar heirathen, Niemand eignet sich besser dazu, als er. Aber aus Eifersucht gönnst Du ihn keiner Anderen."

Jetzt war der Funke in das Pulverfaß geworfen.

Nach einer heftigen Scene schieden die Schwestern tief erzürnt.

Heloise hatte ihren Schwager bitten wollen, im Kursbuch die geeigneten Züge für sie ausfindig zu machen, da sie aber jetzt nicht mehr auf seine Hilfe zu ihrer Reise rechnen durfte, begab sie sich zu dem Postmeister des Städtchens und ersuchte diesen, ihr die Route nach Stockheim zu bezeichnen.

Mit Hilfe etlicher Kursbücher und Eisenbahnkarten wurde festgestellt, daß sie am folgenden Morgen mit dem Frühzuge aufbrechen müsse, um am Abend acht Uhr fünfzig Minuten Stockheim zu erreichen, der letzten Station vor ihrem Reiseziel.

Sie seufzte über die Länge, die Kosten und die Unbequemlichkeiten dieser Reise, aber stärker als die Scheu vor den Widerwärtigkeiten, war der Wunsch, ihren Liebling für sich zurück zu erobern und ihn der verhaßten Nebenbuhlerin zu entreißen.

Auch kam ihr die gute Idee, diese Nothlage zu ihrem Vortheil auszubeuten. Sie wollte aus der weiten Reise gleich eine Sommerreise machen und für den Rest seines Urlaubs bei ihrem Pflegesohn bleiben, um diesen vor weiteren thörichten Streichen zu bewahren und sich einen angenehmen Landaufenthalt zu gewähren.

So brach sie am folgenden Morgen mit einem hausgroßen Korbkoffer, sehr viel Handgepäck und Schnauzerl als Reisegefährten auf.

Schnauzerl erwies sich wie gewöhnlich sehr undankbar für diese Gunst und war mit seinem Platz in einem Viehwagen höchst unzufrieden.

Fräulein Heloise zeigte jedoch heute nichts von der gewohnten Rücksicht auf ihn. Sie blieb ungerührt bei seinem Wuthgeheul, sie befand sich, seitdem sie Oskars Brief erhalten, in einem so erregten Gemüthszustand, daß sie eigentlich buchstäblich den Kopf verloren hatte und nur mit Mühe ihre Gedanken auf andere Dinge richten konnte. Sie fieberte förmlich vor Ungeduld, das Ziel ihrer Reise zu erreichen, um das gefürchtete Unglück verhüten zu können. Um ja nicht den Zug zu versäumen, war sie eine Stunde zu früh auf der Bahn und stürzte dort bei jedem Pfiff einer Lokomotive, mit sämmtlichem Handgepäck und Schnauzerl an der Leine, in wahnsinniger Hast zum Wartezimmer hinaus, sprang zwei Mal in einen falschen Zug, wurde jedes Mal mit ihrer Bagage etwas unsanft von den Schaffnern wieder an die Luft gesetzt, verwickelte sich mehr als ein Mal bei dem vielen Hin- und Herlaufen mit Schnauzerls Leine um die Beine anderer eiliger Passagiere und brachte das ganze Bahnhofspersonal zur Verzweiflung durch stetes Fragen, ob der Zug nach Halle noch nicht endlich in Sicht sei. In Halle mußte sie den Zug wechseln und konnte erst dort ihre Fahrkarte nach Stockheim lösen.

Sie war überrascht, am Schalter zu hören, daß der gute Postmeister sich geirrt habe. Sie hatte eine ganze Stunde Aufenthalt und sollte erst am Abend um zehn Uhr in Stockheim eintreffen.

Das war eine neue Geduldsprobe.

Der Tag auf der Bahn war entsetzlich!

Die Wagen waren alle gestopft voll, denn es war um die Zeit der Sommerfrischen und die große Auswanderung nach Bädern, in's Gebirge und zum Landaufenthalt hatte begonnen. Dazu die Hitze und der Staub! Fräulein Heloise von Stapelberg reiste dritter Klasse und gerieth dort mit einer energischen Familienmutter in Streit, wegen ihres zahllosen Handgepäcks, wobei sie den Kürzeren zog und mit ihren Handtaschen, Plaidrollen und Handkoffer ganz entsetzlich eingeengt wurde. Ein Köfferchen, das als Fußbank viel zu hoch war, unter den Füßen, und eine zehn Pfund schwere Plaidrolle auf dem Schooß, schmorte sie stundenlang zwischen der liebenswürdigen Berliner Familie, deren Sprößlinge vom vierjährigen Lieschen bis zum Primaner Fritz, sich abwechselnd kitzelten, knufften, über Hitze und Durst lamentirten und schnarchten und von dem resoluten Oberhaupt wiederholt handgreiflich zur Ruhe gewiesen wurden.

Aber was waren alle diese kleinen Leiden gegen die Hölle der Eifersucht und fiebernden Ungeduld in ihrem Herzen?

Als endlich am dämmerdunklen Sommerabend der Zug in die kleine Station Stockheim dampfte, war ihr zu Muth als hätte sie zehn Jahre auf der Bahn zugebracht.

„Wann geht die Post ab nach Steglingen?" mit dieser Frage stürzte sie sich auf den nächsten Bahnwärter.

Dieser sah sie verwundert an.

„Post? Nach Steglingen? Hier giebt's keine Post und von Steglingen weiß ich nichts", war die unbefriedigende Antwort.

„Aber bin ich denn hier nicht in Stockheim?" fragte Fräulein von Stapelberg ängstlich.

„Ganz recht, hier ist Station Stockheim."

„Ich weiß ganz genau, daß von hier eine Post nach dem letzten Zug nach Steglingen geht."

Der Bahnbeamte schüttelte wieder energisch den Kopf.

„Wo soll denn Steglingen liegen?"

„Na, Steglingen bei Stockheim in Oberhessen, weiter weiß ich auch nichts, ich bin zum ersten Mal in meinem Leben in dieser Gegend."

„In Oberhessen? Ja, das ist was anderes, hier sind Sie aber in Bayern."

„In Bayern?"

„Ja, es giebt zwei Stockheim, eins in Oberhessen und eins in Bayern, da sind Sie falsch gefahren."

Heloise stand starr vor Schreck, aber es stellte sich heraus, daß der Mann Recht hatte.

Sie hatte in Halle nur eine Karte nach Stockheim gelöst und vergessen Oberhessen zu erwähnen.

Verzweiflungsvoll verlangte sie nun, mit dem nächsten Zuge expedirt zu werden, sie wollte die Nacht hindurch reisen, aber das erwies sich als Unmöglichkeit. Von dieser kleinen weltverlassenen Station ging in der Nacht kein Zug mehr nach jener Richtung und Niemand konnte ihr recht Auskunft geben über die nächste Route nach Stockheim in Oberhessen.

Da stand sie nun zwischen Koffern, Kisten und Kasten, den mehr als mißvergnügten Schnauzerl an der Leine, im wildfremden Lande, bei hereinbrechender Nacht. Das Stationsgebäude, das nur die nothdürftigsten Räume enthielt, wurde eben geschlossen und man gab ihr die tröstliche Versicherung, daß ein Hotel in Stockheim überhaupt nicht existire.

Sie fand schließlich Unterkunft in einer Fuhrmannskneipe, wo ihr die Wirthin aus Mitleid das eigene eheliche Schlafgemach überließ, weil ihr Gatte gerade abwesend war und für diese Nacht nicht zurückerwartet wurde.

Das thurmhohe Bett zu besteigen, konnte sich Heloise nicht entschließen, sie machte es sich auf einem harten Ledercanapee so bequem als möglich. Schlief jedoch stundenlang aus Angst und Verzweiflung nicht ein.

Vielleicht war sie hier in eine Diebshöhle gerathen — die Thür ging nicht einmal zu verschließen — und wenn man sie hier umbrachte und beraubte, würde kein Hahn nach ihr

krähen. Und morgen war das Fest, auf dem sich Oskar verloben wollte! Trotz ihrer Seelenqualen schlief sie gegen Morgen ein, wurde aber sehr bald durch ein lautes Geräusch geweckt.

Ein Mann stand in der offenen Thür, ein schrecklicher Mann mit einem rothen Gesicht und funkelnden Augen, aber Schnauzerl fuhr ihm mit wüthendem Gekläff nach den Beinen, und Heloise, entschlossen, ihr Leben bis auf das Aeußerste zu vertheidigen, sprang wie eine Furie mit hochgeschwungenem Regenschirm auf ihn los.

Der Mann mochte ein Räuber sein, aber er war jedenfalls kein Held. Mit einem schwachen Hülfeschrei taumelte er rückwärts und man hörte ein dumpfes Poltern die Treppe hinunter. Nach einem Weilchen erschien die Wirthin im Nachtcamisol und entschuldigte ihren Gatten, der unerwartet zurückgekehrt sei und in aller Stille habe sein Lager aufsuchen wollen.

„Jesses Maria, der hat sich erschrocken!“ betheuerte sie aufrichtig.

Auf die fürchterliche Nacht folgte ein noch fürchterlicherer Tag.

Mit dem ersten Zuge fuhr sie weiter nach Aschaffenburg, denn sie konnte das Warten in dem entsetzlichen Nest Stockheim nicht mehr ertragen. Von Aschaffenburg kam sie am Abend in Hanau an, von dort ging kein Zug mehr nach Stockheim und sie mußte die Nacht in Hanau zubringen.

In dumpfer Verzweiflung, ganz seekrank von dem anhaltenden Eisenbahnfahren bei der Hitze, saß sie in ihrem Hotel, mit dem erheiternden Bewußtsein, daß Oskar jetzt wahrscheinlich schon mit seiner verlobten Braut auf jenem bal champêtre tanze. Sie brachte mit einigen Irrfahrten noch einen dritten Tag auf der Bahn zu, bis sie endlich das kleine Nest Stockheim in Oberhessen erreichte, und da sie dort noch einige Stunden auf die abgehende Post hätte warten müssen, nahm sie Extrapost nach Steglingen.

In einem schrecklichen Zustand, wie gerädert, kam sie in Steglingen an, einige Stück Handgepäck waren unterwegs verloren gegangen und Schnauzerl war so abgemagert und ruppig geworden, daß er einem Landstreicher glich.

Ach, und mit dem Donnerworte wurde sie empfangen, das glückliche Brautpaar sei an demselben Vormittag abgereist, um sich bei Tante Heloise persönlich den Segen zu holen!

Es blieb ihr nichts übrig, als ihrem Schwager ihr Mißgeschick zu telegraphiren, damit er sie nicht mit der Polizei im Lande suchen lasse, und am folgenden Tage nach ihrer Heimathsstadt zurück zu kehren, die sie nun auf dem richtigen Wege in ungefähr zehn Stunden erreichte.

Das war eine Rückkehr!

Die ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft, das Brautpaar an der Spitze, war auf dem Bahnhof, sie zu empfangen und ihr zu ihren wunderbaren Reiseabenteuern zu kondoliren, wobei ein schlecht unterdrücktes Schmunzeln in Jedermanns Gesicht zu lesen war, selbst über des armen Schnauzerls Jammergestalt.

Ihr Schwager konnte die helle Schadenfreude kaum verbergen und ihre Schwester war die erste, die mit dem Lachen herausplatzte, als sie ihr raffinirtes Mißgeschick schilderte. Weinend wollte sie sich an Oskars Brust werfen, aber da fiel ihr die kleine, reizende Braut um den Hals und küßte sie ab.

Und sie mußte sie wieder küssen, obgleich sie sie am liebsten geohrfeigt hätte.

Als sie endlich zu Hause ihren Koffer öffnen wollte, stellte sich heraus, daß sie ihn verwechselt hatte. Es war genau derselbe Koffer wie der ihre, aber es lagen lauter Chemisethemden, Herrenanzüge und Stiefel darin, die sie unmöglich anziehen konnte.

Das ganze Städtchen war für einige Wochen mit erheiterndem Unterhaltungsstoff durch Tante Heloisens Odyssee versorgt, und zu Oskars Polterabend wurde diese Irrfahrt sogar von dem Baurath in zwerchfellerschütternde Knittelverse gebracht.

Die gute Tante fand sich schließlich in das Unvermeidliche und übertrug später einen Theil ihrer Liebe für Oskar auf dessen ältesten Sprößling.

Die Jagd in Tornow.

Eine wahrhaftige Jagdgeschichte von P. Sch. (Nachdruck verboten.)

Ich bin kein Jäger! Mit diesem offenen Bekenntniß muß ich diese Zeilen beginnen. Der Leser würde es ohnehin bald merken, wenn ich versuchen wollte, durch eine erheuchelte Waidmannssprache mir den Anschein der Sachkenntniß zu geben. Nein, die Geheimnisse der waidmännischen Ausdrucksweise sind mir so unbekannt, wie etwa das Türkische, und wenn ich unter Nimroden bin, und mich am Gespräch betheilige, so habe ich das unheimliche Gefühl, daß jeden Augenblick eine unbeabsichtigte Heiterkeit entstehen kann, und ich vermeide mit vieler Vorsicht eine bestimmte Ausdrucksweise, die eine Unkenntniß der Gewohnheiten des Wildes und der Jäger verrathen könnte. Ich lasse es unerörtert, ob ein Hase, der verfolgt wird, sich in sein unterirdisches Loch zurückzieht, oder ob er sich durch Erklettern eines Baumes rettet, ich sage einfach „er entwischt“; um mir keine Blöße zu geben, rede ich niemals von einer „Büchse“ oder einer „Flinte“, sondern nur von einem „Gewehr“, und nachdem ich mich einmal damit blamirt habe, daß ich ein Rebhuhn von einer Kugel durchbohrt zur Erde fallen ließ, rede ich nicht mehr von Kugel oder Schrot, sondern nur von der „Ladung.“ Was kann ich dafür, daß ich in der Großstadt aufgewachsen bin, wo die einzige Jagd der geräuschlose und doch so nützliche Massenmord des „Kammerjägers“ unter den Bewohnern untersten Ranges ist?

Indessen der Zufall hatte mich als Vertreter eines beurlaubten Amtsrichters auf mehrere Monate in ein kleines Landnest verschlagen, und hier spielte das edle Waidwerk begreiflicher Weise eine wichtige Rolle. Zudem hatte mir das Geschick einen Referendar zugesellt, der, auf einem Gut in einigen Meilen Entfernung zu Hause, ein leidenschaftlicher Anhänger des Jagdsports war, und der kein höheres Vergnügen kannte, als mit dem Gewehr auf dem Rücken die väterlichen Jagdgründe zu durchstreifen.

Die Thatsache, daß ich noch niemals in meinem Leben eine Jagd mitgemacht hatte, blieb dem jüngeren Kollegen natürlich nicht verborgen, und es war eine unvorsichtige Aeußerung von mir, als ich eines Tages, angeregt durch die waidmännische Begeisterung des Themisjüngers dem unbedachten Wunsch Ausdruck gab, einmal die Reize des Waidwerks kennen zu lernen, und, wie im Reiche der Lüfte König ist der Weih', so durch Gebirg und Klüfte einmal als Schütze frei zu herrschen. Eine Einladung zu einer Jagd in Tornow, dem väterlichen Gute des liebenswürdigen Kollegen, war die Folge — — —

Und so fuhren wir denn an einem naßkalten Dezembertage durch die melancholischen Kiefernwaldungen des wendischen Gebietes im Südosten der Mark auf einem ländlichen Fuhrwerk, das uns von der Bahnstation abgeholt hatte, den Jagdgründen entgegen. Kühne, abenteuerliche Ideen schwellten meine Brust. Im Geiste sah ich mich mit seltenen Jagdtrophäen geschmückt (deren nähere zoologische Bezeichnung ich aus den obgemeldeten Ursachen unterlasse), sollten doch nicht nur wilde Schweine in den dunklen Wäldern hausen, sondern sogar ein entwischter und mangels veredelnder menschlicher Gesellschaft völlig verwilderter und höchst gefährlicher Ochse, den bisher kein Jäger erlegen konnte. Der Reiz des Gefährlichen, das ist der höchste Reiz der Jagd! Mochten andere sich damit begnügen, den harmlosen Hasen zu tödten, mir schwebte größeres vor! Den wüthenden Stier mit sicherer Kugel (in diesem Falle muß die Kugel das Richtige sein) zu Boden zu strecken, das wilde Schwein zu erlegen, wenn es mit geschwungenen Hauern auf mich losstürmt, das wars, was mich begeistern konnte. Und wie hob sich meine Begeisterung noch, als ich erfuhr, daß der Vater des Kollegen in liebenswürdiger Zerstreutheit irrthümlich eine halbe Tonne Kulmbacher Bier bestellt hatte, anstatt eines Achtels! Eine halbe Tonne für vier Kehlen und zwei Tage, das machte

pro Person ein Achtel! Nein, der würdige Jagdherr sollte keine Enttäuschung erleben, wir waren entschlossen, das in uns gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Uebergehen wir die Ereignisse des ersten Abends im Gutshause! Zählen wir nicht die Humpen, die geleert wurden, verweilen wir nicht dabei, wie das selten benutzte Klavier geöffnet wurde, und Studentenlieder mehr oder minder sicheren Händen und mehr oder minder angefeuchteten Kehlen entstiegen, wie der würdige Gutsherr, fortgerissen durch die allgemeine Begeisterung, nicht nur in die Lieder einstimmte, sondern sogar eine dramatische Scene aus dem Gutsleben, die Einführung eines neuen Predigtamtskandidaten, zum besten gab, wobei die Schüchternheit des Letzteren, dargestellt durch einen talentvollen Referendar und Theilnehmer unserer Jagdpartie, durch größere Gaben von altem Cognac mühsam überwunden werden mußte. Begnügen wir uns damit, zu konstatiren, daß die Dorfjugend vor den Fenstern des Gutshauses zusammengeströmt war, und daß die Jagdgäste schließlich unter sicherem Geleit in ihre respektiven Gemächer gebracht werden mußten. — —

Nachdem in der Nacht zwei sorglich aufgestellte Flaschen Selterswasser in unerklärlicher Weise geleert worden waren, und selbst eine große Karaffe Wasser einen auffallend niedrigen Pegelstand angenommen hatte, war der große Tag angebrochen. Er brachte eine höchst wichtige Frage, deren Entscheidung keineswegs leicht war: die Kostümfrage! Ich hatte es nicht für erforderlich gehalten, mir zur Jagdpartie ein waidmännisches Kostüm anzuschaffen, dergleichen unwesentliche Aeußerlichkeiten waren mir nebensächlich erschienen; die sichere Hand, das scharfe Auge und ein gutes Gewehr, meinte ich, seien die einzigen Erfordernisse. Indessen ich sollte alsbald eines Besseren belehrt werden. Der waidmännische Kollege erklärte es für geradezu ausgeschlossen, daß ein Jagdtheilnehmer im schwarzen Gehrock erscheine, und mein Einwand, daß ich ja den Ueberzieher anbehalten wolle, wurde als gänzlich verfehlt zurückgewiesen. Erst nachdem ich darauf aufmerksam gemacht worden war, daß das geschossene Wild zu bluten pflege und daß die Schönheit und Sauberkeit eines schwarzen Rockes durch diesen Umstand ernstlich in Gefahr sei, gab ich nach und ließ mich in eine ausrangirte Jagdjoppe älteren Datums hüllen, die offenbar für eine Person von größerer Leibesfülle berechnet war, als ich bin. Während ich mit dieser Toiletteangelegenheit beschäftigt, vor dem Spiegel stand, tauchte eine neue Frage auf, die der Kopfbedeckung. Daß ich den Hut aufbehielt, war geradezu ausgeschlossen. Aber eine Jagdmütze war nur frei, und diese paßte mir nicht, zum Glück hatte ich eine Reisemütze mit, die Gnade vor den Augen der Waidmänner fand. So ausgerüstet, war ich bereit, in Blut zu waten.

In dem Gefühl, eine komische Figur zu machen, begab ich mich ins Freie. Mein einziger Trost war der talentvolle Referendar und Jagdtheilnehmer. Denn daß er mit seiner langaufgeschossenen Gestalt in einer zu kurzen Joppe schlotternd und mit einer sonderbar altmodischen Mütze bewaffnet, einem Dorfschulmeister sehr ähnlich sah, war Balsam für mein verletztes Selbstgefühl. Er machte unzweifelhaft eine nicht weniger komische Figur als ich! — —

Waldmann und Männe! Eure Tugend, ihr braven Teckel, eure Wachsamkeit und Schneidigkeit, eure scharfen Zähne und unangenehme Bissigkeit hatte der liebenswürdige Kollege am Abend vorher in begeisterten Hymnen gepriesen! Wie ihr den Fremden, der das Gehöft betritt, zu stellen pflegte, indem der eine von euch ihm von hinten in die Beine fährt, während der andere sich in dem zur Abwehr vergeblich geschwungenen Spazierstock verbeißt! Es war mir beschieden, an demselben Morgen eure Vorzüge aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Denn als ich nach einem kurzen Spaziergang auf dem Gutshofe dem Hause zuschreite, um die letzte Hand an die Jagdausrüstung zu legen, sehe ich beide Teckel an der Treppe sitzen, die zum Hauseingang emporführt. Beide Hunde betrachten mich mit mißtrauischen Blicken, in denen sich deutlich die Annahme ausprägt, der verdächtige Fremdling könne versuchen, in das Haus einzudringen. Menschliche Hilfe war nicht in der Nähe. Ich erinnerte mich indessen rechtzeitig, daß ein festes und sicheres Auftreten selbst den Löwen einschüchtert, und daß es nichts Unzweckmäßigeres giebt, als Unsicherheit und Furcht zu zeigen. So schritt ich denn mit geheuchelter Gleichgiltigkeit, ohne die beiden Bestien zu beachten, erhobenen Hauptes, weder zu schnell noch zu langsam, der Treppe zu, verfolgt von den durchbohrenden Blicken der Köter. Schon hatte ich die ersten Stufen erstiegen und meinte gesiegt zu haben, als ich plötzlich gleichzeitig an beiden Beinen von hinten einen Ruck fühle, den ein unterdrücktes, aber nicht mißzuverstehendes Knurren begleitet. Ich war gestellt. Eine Befreiung war nicht möglich, denn es war zu besorgen, daß die Bestien, die bis jetzt nur meine Unaussprechlichen gefaßt hielten, einen festeren Halt für ihre Zähne suchten, wenn ich Fluchtversuche unternahm. So blieb nichts übrig, als auszuharren, bis Hilfe nahte. Nach einigen Minuten erschien des Hauses biedere Magd als Rettungsengel, und ihre glaubhafte Legitimation meiner Persönlichkeit genügte den Wächtern des Hofes, um von mir abzulassen. Dieser Legitimation, begleitet von dem nachdrücklich geschwungenen Schrubber, und meiner Kaltblütigkeit verdanke ich die Unversehrtheit meiner Impossibeles, wenn nicht noch mehr!

Nenne mir, Muse, den Mann, der im Stande wäre, unseren Auszug zur Jagd in gebührender Weise zu besingen! Nur der Momentapparat des Photographen kann das Bild wiedergeben, wie die zwei gänzlich unwaidmännischen Jagdgäste in ihren höchst merkwürdigen Ausrüstungen durch das friedliche Wendendorf und über die Felder dahinschritten! Wie der Verfasser dieser Zeilen, dem in diesem Augenblick alle entsetzlichen Unfälle auf der Jagd ins Gedächtniß kamen, sich bemühte, durch ein höchst vorsichtiges Tragen und Balanciren des Gewehrs jeder Möglichkeit, daß ein plötzliches Losgehen des Schusses die Theilnehmer verletzen könnte, vorzubeugen, wie in gänzlicher Verkennung dieser Vorsicht trotzdem bald dieser, bald jener der Jagdgenossen meinte, sein Leben sei durch das Gewehr bedroht!

Endlich waren die Jagdgründe erreicht, und mein Herz klopfte höher. Hier waren wir auf der Stätte des von mir ersehnten Triumphes. Vorläufig zeigte sich dem spähenden Auge nichts Ungewöhnliches. Indessen wir näherten uns einem niedrigen Gebüsch, und der waidmännische Kollege forderte mich auf, das Gewehr schußbereit zu halten, denn es werde sogleich ein Hase herausfahren, und Geschwindigkeit sei hier nicht nur keine Hexerei, sondern durchaus nöthig, um etwas zu treffen. Der braune Jagdhund, den wir mitführten, drang in das Gebüsch ein, und im nächsten Augenblick sauste das präsumtive Wildbret mit verblüffender Geschwindigkeit an uns vorüber. Das Gewehr an die Backe reißen, abdrücken und irgendwo neben dem Hasen vorbeischießen, war für mich das Werk eines Augenblicks. Im nächsten Augenblick drückte auch der Kollege, der mir den Vorrang gelassen hatte, ab, leider nun zu spät, denn der Hase war bereits außer Gefahr. Diese doppelte Kanonade war nicht geeignet, meinem von den Dünsten des vorhergehenden Abends noch nicht ganz freien Schädel wohlzuthun. Das vorherige Summen im Innern meines Denkorgans hatte sich in ein vollständiges Dröhnen verwandelt, und es bedurfte einiger Minuten, ehe ich wieder meine Fassung gewonnen hatte.

Uebergehen wir einige weitere Fälle ähnlicher Art, erwähnen wir nur noch, wie endlich ein vom waidmännischen Kollegen schon getroffener Hase in seinen letzten Sprüngen noch eine Ladung von mir erhielt — mein erster Treffer, der mich aufs neue mit stolzen Hoffnungen beseelte — und eilen wir zur Schilderung größerer Ereignisse. Die Jagd auf die Hasen neigte sich ihrem Ende zu, drei Opfer bedeckten das Schlachtfeld. Es wurde beschlossen, um meinen noch immer lodernden Jagdeifer, dem die Erlegung eines größeren Wildes, eines Schweines oder eines Hirsches vorschwebte, Genüge zu leisten, nunmehr in den Wald einzudringen. Wenn auch, wie der Kollege zu meinen schien, in Bezug auf das „größere Wild" die Aussichten schlecht waren, so stellte er mir doch tröstend die Erlegung irgend eines Vogels in Aussicht, den ich mir als Jagdtrophäe daheim ausgestopft im Zimmer aufstellen konnte.

Auf meinen Wunsch trennten wir uns und schritten einzeln durch das Dickicht. Lautlose Stille herrschte im Walde, der Boden war schneefrei und naß, denn es thaute. Nach allen Seiten spähte ich: keine Spur von Wild war zu sehen. Immer weiter schritt ich dahin in gespannter Erwartung, höher wurde der Wald und hügelig der Boden, indessen das ersehnte Wild ließ sich nicht blicken. Doch jetzt — während ich mich einer Lichtung nähere, höre ich ein Rascheln. Mein Fuß stockt, klopfenden Herzens schleiche ich geräuschlos näher. Jetzt schimmert etwas durch die Büsche am Boden — etwas rothbraunes. Kein Zweifel, es ist ein Wild, und zwar ein großes Stück! Ganz vorsichtig schleiche ich noch näher heran. Ich sehe ein paar

Hörner, eine breite Stirn, und eine fieberhafte Aufregung ergreift mich. Der wilde Ochse, der gefährliche verwilderte Stier, von dem der Kollege erzählt hatte, der ist's, den ich vor mir sehe: Jetzt ist der Moment gekommen, wo ich die Gegend von einer Plage befreien und unsterblichen Jagdruhm erringen kann. Im Geiste sehe ich schon, wie man mir im Dorfe Ehrenpforten errichtet und mich in hellen Haufen anhält, wenn ich mit dem erlegten Stier von der Jagd zurückkehre. Was dachte ich in diesem Moment daran, wie groß die Entfernung zwischen mir und dem Stier sein mochte, oder womit mein Gewehr geladen war?! Ich legte an und zielte lange und vorsichtig. Donnernd hallte der Schuß durch den stillen Wald. Als der Rauch sich verzogen hatte, war der Stier verschwunden. Gewiß lag er dahingestreckt am Boden; ich hatte gut getroffen. Ehe ich noch einen Schritt zu dem erlegten Stier thun kann, raschelt es abermals im Gebüsch und mit Schnaufen und Stampfen bricht — zwar kein Wild, aber ein erboster Landbewohner hervor. Daß er die Absicht hatte, mit mir von dem Ochsen zu sprechen, entnahm ich sofort daraus, daß er mich einen solchen titulirte. Ach, der Sinn seiner Rede, soweit ich seinen Dialekt verstand, war vernichtend für mich. Er schimpfte in gräulicher Weise, daß seine Kuh, die auf der Lichtung geweidet hatte, durch meine „verfluchte dämlige Schießerei" verjagt sei, ja vielleicht sogar angeschossen und machte mich sofort für jeden Schaden haftbar. Nur mit Mühe gelang es mir, dem erregten Landbewohner das Mißverständniß, dessen Opfer ich geworden war, klar zu machen. Ein ihm sofort in die Hand gedrückter Schmerzensthaler übte eine besänftigende Wirkung — vernünftigen Erwägungen ist auch der starrköpfigste Bauer am Ende zugänglich. Indessen, was ich vermeiden wollte, geschah doch. Der Schuß und die kräftige Stimme des Landmannes hatte die übrigen Jagdtheilnehmer angelockt und bald sah ich mich als das bemitleidenswerthe Objekt der allgemeinen Heiterkeit. Es konnte mir nur geringen Trost gewähren, daß die inzwischen aufgenommene Verfolgung der Kuh von Erfolg gekrönt, und daß das friedliche Milchthier unversehrt war. Sollte ich mich darüber freuen, daß ich die Kuh schließlich bei alledem noch garnicht einmal getroffen hatte? Unter Vermittelung des waidmännischen Kollegen wurde die Angelegenheit geordnet, und von stillem Ingrimm verzehrt, geknickt und vernichtet folgte ich den anderen, deren überströmende Heiterkeit kaum noch Grenzen kannte.

Was blieb mir übrig, als mich beim darauf folgenden Jagdfrühstück in die halbe Tonne Kulmbacher zu stürzen, um meinen Schmerz zu betäuben? Genug, es gelang mir, und ich ertrug mit männlicher Fassung die zahllosen Witze, deren Zielscheibe ich war. Bevor ich aber Abschied nahm von den Jagdgründen, die ich mit so stolzen Erwartungen betreten hatte, wurden zwei feierliche Eidschwüre geleistet: Der eine von den Jagdtheilnehmern, niemand etwas von dem Abenteuer mit der Kuh zu erzählen, der zweite von mir, niemals wieder auf die Jagd zu gehen.

Lose Blätter.

* **Warum hat der Februar nur 28 Tage?** Der Abbé E. Beurlier theilt darüber in der Zeitschrift „Melusine" folgendes mit: Der Februar zeigt zwei Eigenthümlichkeiten, welche auf die Einbildungskraft des Volkes Eindruck gemacht und deshalb von ihr zu erklären versucht sind. Die erste ist die, daß am Ende dieses Monats oft von neuem Kälte eintritt, die während der ersten Tage des März anhält, die andere, daß der Februar von allen Monaten der einzige ist, der nur 28 Tage hat. Die erste dieser Erscheinungen hat das Volk in fast ganz Europa durch eine Legende zu erklären versucht, nach welcher die letzten Tage des Februar auch die Namen „Tage der Alten" (jours de la vieille), oder Borgtage (jour d' emprunt) erhalten haben. Ohne auf die Einzelheiten, die in jedem Lande verschieden lauten, einzugehen, läßt sich die Legende folgendermaßen zusammenfassen: „Einer Alten war es gelungen, den Winter zu verbringen, ohne Noth zu leiden, und sie machte sich über den Februar lustig, weil er ihr und ihrer Heerde nichts hätte anhaben können. Um sich zu rächen, lieh der Februar dem März zwei Tage, während welcher er die Alte durch Reif und Schlagregen leiden ließ, um ihr Vernunft beizubringen." Die Herren Meyer und Shaineanu haben diese Legende in allen ihren Abänderungen genau verfolgt. In einigen dieser Formen trifft man schon den Versuch an, die Kürze des Monats Februar zu erklären. So berichtet die in Macedonien und Rumänien bekannte Form der Legende, daß die Monate früher in folgender Ordnung auf einander folgten: Januar, März, Februar u. s. w. Die Alte machte sich über den März lustig, und dieser bat, um sie zu strafen, seinen Bruder Februar, ihm zwei Tage zu leihen. Der Februar willigte ein und kam seither vor März zu stehen, hatte aber fortan nur 28 Tage. Die neugriechische Form der Legende zeigt denselben Zug. Zwei Mal leiht der März je einen Tag vom Februar, in dem Wunsch sich zu rächen, und der Februar ist seither um dieselben verkürzt. Eine normannische Legende, die Maubry berichtet, sucht das Faktum auf eine andere Weise zu erklären. Der Februar war ein toller Spieler. Obwohl er unaufhörlich verlor, mischte er immer wieder die Dominosteine zum neuen Spiele. Eines Tages, als er bereits alles verloren hatte, begann er mit seinen Kameraden Januar und März eine letzte Partie. Dieselben gewannen die Partie und der Februar trat ihnen dafür jedem einen Tag ab. Daher haben Januar und März 31 Tage, während der Februar nur 28 Tage hat.

* **Aus dem Leben eines Dramatikers.** Am 11. August 1854 sollte im Dresdener Hoftheater Friedrich Hebbels „Judith" zum ersten Male aufgeführt werden. Dawison, der den Holofernes spielen sollte, hatte den Dichter eingeladen, dazu von Wien nach Dresden zu kommen. Dieser folgte auch der Einladung. Am 9. August war aber König Friedrich August II. in Brennbüchl in Tirol durch einen Sturz aus dem Wagen gestorben; das Theater in Dresden war daher geschlossen worden. Hebbel hatte weder in Prag, wo er sich aufgehalten hatte, noch auf der Reise, noch auch in Dresden selbst im Hotel etwas davon erfahren. Erst als er sich im Theater bei einer Frau nach Dawison's Wohnung erkundigte, erfährt er das Ereigniß und, wie er sagt, „ganz so, wie jener Edelmann den Brand seines Schlosses, als er nach seinem Raben frug." Das Zwiegespräch hat er folgendermaßen in seinem Tagebuch wiedergegeben: „Es wird heute nicht gespielt?" — „Nein, o nein, in drei Wochen nicht." — „In drei Wochen nicht? Um diese Zeit? Es wird doch sonst gespielt!" — „Das wohl, aber es ist wegen dem König." — „Wegen des Königs? Was hat denn der König für Grillen?" — „O, er hat gar keine Grillen, er ist todt!"

* **Eine Lektion im Realismus.** Der französische Romandichter Flaubert, der Verfasser der „Salambo", bei dem der junge, realistische Novellist G. de Maupassant eine Zeit lang in die Lehre ging, erzählt eine hübsche Geschichte über eine bewegte Lektion des genialen Schülers, der seinen Meister bald überflügeln sollte. Im Laufe der literarischen Auseinandersetzungen kam man auch auf die seelischen Eindrücke zu sprechen, die ein Fußtritt in dem Betroffenen hervorrufen müßte. Es gab ein langes Hin und Wider über diesen fesselnden Punkt, bis schließlich Flaubert dem jungen Maupassant nahelegte, ein praktische Probe an einem lebenden Versuchsobjekt zu machen und sich von diesem die Empfindungen, die ein Fußtritt hervorzurufen vermag, schildern zu lassen. Der eifrige Schüler ließ sich dies nicht zwei Mal sagen, ging auf das die ländliche Besitzung Flaubert's umsäumende Feld und hatte dort bald einen Bauernjungen mit 10 Sous für seine Sache gewonnen. Der Fuß Maupassant's trat nun auch regelrecht in Aktion, und jetzt war es an dem Versuchsobjekte, über das eben Empfundene zu berichten. Unglücklicher Weise kam es jedoch nicht dazu, denn der Vater des Jungen hatte hinter einer Hecke die seinem Sohne zugefügte Mißhandlung bemerkt und eilte nun, da ihm der hohe literarische Zweck des Ganzen verborgen blieb, erbost herbei, um den Romancier mit Füßen, Händen und Heugabel anzugreifen. Diesem blieb nach den ersten Püffen nichts übrig, als die Flucht zu ergreifen; immerhin hatte er die gewünschten „Sensationen", wenn auch unbeabsichtigter Weise an sich selbst beobachten können.

* **Das Helium,** ein Stoff, der seinen Namen davon trägt, daß man ihn nur in der Sonne wahrgenommen hatte, der aber kürzlich auch in einigen irdischen Mineralien gefunden wurde, ist von Professor Heinrich Kayser, dem Direktor des physikalischen Instituts in Bonn, auch in freier Form in der Natur nachgewiesen worden. In den Quellen von Wildbad im Schwarzwald steigen Gasblasen auf, die nach einer alten Analyse von Fehling etwa 96 Prozent Stickstoff enthalten sollen. Da in allen solchen Fällen die Möglichkeit vorliegt, daß größere Mengen von Argon gefunden werden, so unterwarf Kayser das Gas einer Analyse. Etwa 430 ccm wurden mit Sauerstoff gemischt und bei Gegenwart von Kalilauge Funken durchgeschickt, der überschüssige Sauerstoff wurde dann durch pyrogallussaures Kali entfernt. Es blieben dann nach dem Trocknen 9 ccm übrig. Damit wurden einige Geißler-Röhren gefüllt, um das Gas spektroskopisch zu prüfen. Das Gas zeigte im Spektrum die Linien von Argon und Helium, und zwar kann die Menge des Heliums darin nicht ganz gering sein, da seine Linien sehr hell auftraten und sich leicht photographiren ließen. Besonders interessant ist an diesem Ergebniß, daß damit zum ersten Mal eine Stelle entdeckt ist, wo die beiden unter dem Namen Helium zusammengefaßten Gase frei werden und in die Athmosphäre ausströmen. Es muß sich danach auch in der Luft freies Helium neben dem Argon finden. Thatsächlich hat Kayser auch in der Bonner Luft die Anwesenheit von Helium nachweisen können; freilich gewann er bei der spektroskopischen Untersuchung den Eindruck, daß seine Menge sehr gering ist.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.